

Balten in der Welt

Kurländer blicken nach Südafrika

Anfang 1976 machte mir unser deutschbaltischer Landsmann Otto Graf Lambsdorff die Freude, mich in meiner Dienststelle in Bonn anzurufen, um mir seine guten Wünsche zur Übernahme meines neuen Amtes zu übermitteln: Ich war zum in Bonn residierenden Geschäftsführer der größten deutschen Denkfabrik für Außen- und Sicherheitspolitik, der „Stiftung Wissenschaft und Politik“ (SWP) in Ebenhausen/Obb. ernannt worden. Lambsdorff hatte ich zuvor als einen sehr fähigen und vor allem wissbegierigen Außen- und Sicherheitspolitiker persönlich kennengelernt, und so hatte ich stets gerne mit diesem unendlich fleißigen Parlamentarier zusammengearbeitet. Häufig bat er mich, ihm aus dem großen Kreis meiner Kollegen in Ebenhausen einen Experten zu benennen, mit dem er bei der Konzipierung einer Rede oder eines Aufsatzes zusammenarbeiten konnte. Mal ging es um die Sowjetunion, später Russland, oft um die transatlantischen Beziehungen, mal um die Schaffung des Euro, mal um die KSZE/OSZE, mal um Fragen des Seerechts und natürlich immer wieder um Fragen der Weltwirtschaft. Stets wurden solche Arbeitskontakte zur vollen Zufriedenheit beider Seiten abgeschlossen. Lambsdorff war ein unabhängiger, ein innovativer Geist.

Das Telephonat von Anfang 1976 wandte sich dann aber einem ganz anderen Thema zu: Er brachte nämlich in herzlichen Worten seine Freude darüber zum Ausdruck, dass ich am 13. Dezember 1975 um 12.45 Uhr Ortszeit von einem Suchtrupp der südafrikanischen Streitkräfte unter Führung von Major Peter Stark vor einem sicheren Tod durch Verdursten in der Wüste Namib gerettet worden war. Damals war in allen südafrikanischen, namibischen und deutschen Medien zu lesen und zu hören, dass ich zuvor in extremer Hitze 92 Stunden in der menschenfeindlichen Wüste Namib verschollen gewesen war. Ohne Essen und auch ohne einen Tropfen irgendeines Getränks! In diese missliche Lage war ich gekommen, nachdem unser namibischer Reiseleiter, der deutschstämmige K.K., vergessen hatte, im Büro seiner Agentur („Charly's Atlantic Tours“) in Swakopmund/Namibia eine Nachricht zu hinterlassen, wohin genau in der ebenso riesigen wie menschenleeren Wüste Namib er mit seinen fünf Touristen (drei älteren Briten, einer älteren Deutschen und mir, damals 37 Jahre alt) fahren würde. Irgendwann war K.K. am Nachmittag von seiner – unbefestigten – Route abgekommen. Gegen 16 Uhr bemerkten wir, dass K.K. mit unserem Landrover in konzentrischen Kreisen fuhr. Er, wiewohl ein sehr erfahrener Reiseleiter, hatte sich hoffnungslos verfahren. Dann blieb das Fahrzeug infolge Erhitzung des Motors stehen. Entgegen allen Gesetzen, die für in einer Wüste Gestrandete gelten, schickte sich K.K. jetzt an, Hilfe zu holen – auch deshalb, weil wir nur noch für 50 km Treibstoff hatten, die nächste Tank-

stelle jedoch im 145 km entfernten Swakopmund stand. K.K. hoffte, bei dem in weiter Entfernung am Horizont sichtbaren Berg namens Blutkuppe Hilfe zu finden. Später wurden wir gewahr, dass es sich bei diesem Berg nicht um die Blutkuppe, sondern den Berg Backenzahn handelte. K.K. hatte, mit 67 Jahren vielleicht altersbedingt, jede Orientierung verloren und die beiden Berge miteinander verwechselt. Fatal war daran, dass es im weiten Umkreis des Backenzahns keine Menschenseele gibt. K.K. wirkte auf mich extrem nervös. Kein Wunder, denn er wusste ja, dass infolge seiner Nachlässigkeit niemand in seiner Agentur wissen konnte, wo in der Namib wir verunglückt waren. Aus Solidarität bot ich ihm als der 30 Jahre Jüngere an, ihn für eine gute Stunde zur vermeintlichen Blutkuppe zu begleiten und dann zu unserem Fahrzeug zurückzulaufen. Zögerlich nahm er an. Die anderen Touristen blieben im Fahrzeug zurück. So marschierten wir zu zweit los. Dabei machte ich den bösen Fehler, Hemd und Hut bei den anderen zurückzulassen. Allerdings wurde mir das nicht zum Verhängnis, denn bei der Einlieferung in das Krankenhaus in Swakopmund litt ich, so der Arzt Dr. Werner Zöllner in seinem Arztbrief vom 23. Dezember 1975, außer unter „stärksten Dehydrierungserscheinungen“ nur unter „einem leichten Sonnenbrand“.

Unterwegs schlug ich K.K. vor, unsere Strecke für den Rückweg, soweit das in einer Trümmerwüste überhaupt möglich ist, zu markieren. Das unterblieb, da K.K., aus welchen Gründen auch immer, das für überflüssig hielt. Nach gut einer Stunde machte ich mich wie vereinbart auf den Rückweg. Da der Weg nicht markiert worden war, fand ich unser Fahrzeug nicht. In großer Angst und Verzweiflung lief ich, so wie K.K. es eine gute Stunde zuvor gemacht hatte, wieder in Richtung der vermeintlichen Blutkuppe. Dort angekommen, fand ich außer einer leeren Fantadose keine Spur menschlichen Lebens. Auch von K.K. war nichts zu sehen. Er hatte, wie ich jetzt glaube, seinen Irrtum offenbar erkannt und war dann vom Backenzahn in Richtung der wirklichen Blutkuppe gelaufen. Später erfuhr ich, dass er dort erschöpft, auf Händen und Knien kriechend, nach ca. 40 Stunden von einem Suchtrupp waghalsiger Farmer gefunden worden war. Die vier zurückgelassenen Touristen wurden weitere sechs Stunden später von einem anderen, gleichfalls todesmutigen Suchtrupp in unserem Fahrzeug gefunden und nach Swakopmund gebracht.

Zurück zu meiner eigenen Geschichte: Ich blieb die nächsten rund 85 Stunden am Fuß des Backenzahns inmitten von Geröll und einigen wenigen Akazien, die mir kaum Schutz boten. In dieser Zeit gab es nur wenig Abwechslung: Tauben und andere Tiere, denen ich aber möglicherweise nur in Halluzinationen begegnete. Einmal flog ein Polizeihubschrauber über mich hinweg, dessen Besatzung mich aber nicht entdeckte, obwohl sie so tief wie nur irgend möglich flog. Im Übrigen hatte ich panische Angst und durch den übermächtigen Durst große Schmerzen. Mein Mund schien aus Leder gefertigt! Dann, etwa 40 Stunden später, ohrenbetäubender Lärm! Ein Polizeihubschrauber war vielleicht dreihundert Meter entfernt von mir gelandet. Ich nahm das Geräusch des Rotors für das Spiel eines Cembalos und hörte voller Andacht eines der Brandenburgischen Konzerte. Der mit Lambsdorff und mir eng befreundete afrikaanse (liberale) Dissident Van Zyl Slabbert meinte später, in meiner Halluzination habe Johann Sebastian Bach damals selbst gespielt. Dann kamen mir

Major Peter Stark und seine beiden Gehilfen, allesamt sehr erfahrene Spurenleser, entgegen. Da ich bereits einen verwendenden Mund hatte, konnte ich nicht sprechen. Das wäre auch ganz überflüssig gewesen, denn meine Retter, die ich sofort als sehr alte Freunde ansah, wussten bestens, was zu tun war. Sie wuschen mich – war das herrlich! – und hüllten mich trotz der extremen Hitze in eine dicke Woldecke. Dann brachten sie mich in ihren Hubschrauber und später, da mein Zustand offenbar kritisch war, in ein schneller fliegendes Kleinflugzeug. Vom Flughafen Swakopmund ging es dann in das etwa 10 km entfernte St.-Antonius-Hospital. Dort bereiteten mir die allesamt unendlich liebenswerten und tüchtigen Benediktinerinnen mit Schwester Andrea und Schwester Tamar an der Spitze sowie die Ärzte Dr. Werner Zöllner und später Dr. Henschel einen für uns alle unvergesslichen Empfang. Darüber hinaus, so schien es mir, hatte das Städtchen Swakopmund in den nächsten Tagen nur noch eine Beschäftigung: mir Freude zu machen. Dank unzählbarer Gesten der Freude und Solidarität fand ich in das Leben zurück und konnte bereits nach eineinhalb Wochen das St.-Antonius-Hospital verlassen und von Windhoek aus nach Südafrika weiterfliegen. Dort suchte ich wie bereits seit Jahren Argumente für einen Ausgleich zwischen den krass unterschiedlichen ethnischen Gruppen der Republik Südafrika.

Da mein Erlebnis vom 9. bis 13. Dezember 1975 in der Namib ziemlich einmalig war, sprach mich nach meiner Rückkehr nach Bonn/Köln nahezu jedermann darauf an. Auch, wie geschildert, Graf Lambsdorff. Er wusste, dass ich schon als Schüler, als Student, als Gerichtsreferendar und schließlich als Afrika-Referent bei der Stiftung Wissenschaft und Politik lange Zeit in Subsahara-Afrika und hier nicht zuletzt in Südafrika gewesen war. Uns erfüllte der Rassismus in Südafrika (seit 1948 „Apartheid“) mit großer Sorge, denn er konnte, so der große Vordenker Egon Bahr im *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt*, Hamburg, am 10.07.1977, in Zeiten des Kalten Krieges zu einem dritten Weltkrieg führen. Also galt es, so Lambsdorff, die legitimen Führer der südafrikanischen Völker zusammenzuführen (s. sein Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung* vom 16./17.07.1988), auf dass sie eine neue, gerechte Ordnung für ihr Land aushandeln. An eine solche nationale Konferenz auch nur zu denken, war in den 70er Jahren in den Augen der herrschenden weißen Afrikaaner¹ („Buren“) Ausdruck von Irrsinn. Sie hielten an ihrer Ideologie fest, nämlich an der politischen Ausgliederung von rund zehn „Heimatländern“ der schwarzen Bevölkerungsgruppen aus Südafrika, d.h. der politischen Unabhängigkeit. Diese umfassten zusammen (!) seit 1913 ca. 13% des (noch) südafrikanischen Territoriums. Im Norden und Osten Südafrikas gelegen, bestanden sie weitgehend aus nicht zusammenhängenden Landfetzen und waren wirtschaftlich unterentwickelt. Dennoch sollten die schwarzen Südafrikaner (damals gut 70% der Gesamtbevölkerung) nur dort politische Rechte haben, im übrigen (weißen) Südafrika bestenfalls die Rechte von Ausländern.

Wie konnte die in nahezu 350 Jahren gewachsene rassistische Ordnung, in den letzten vierzig Jahren ihres Bestehens „Apartheid“ genannt, überwunden werden, ohne das Existenzrecht der nicht-schwarzen Minderheiten, nicht zuletzt das der weißen Afrikaner, zu gefährden?

¹ „Afrikaaner“ ist die Eigenbezeichnung derjenigen Afrikaner, die bei uns meist „Buren“ genannt werden, was sie nicht gern hören.



Titelblatt der südafrikanischen Wochenzeitung „Rapport“ vom 21. Dezember 1975 mit dem Bericht zu der abenteuerlichen Rettung Klaus Baron v. der Ropps aus der Wüste Namib.

Dies, so erfuhr ich sehr bald von Lambsdorff, war auch für ihn die südafrikanische Schlüsselfrage (vgl. auch hierzu seinen Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung* vom 16./17.07.1988). Gewiss nicht dadurch, dass eine bloße Umkehr der Herrschaftsverhältnisse stattfand, wie sie von den südafrikanischen Befreiungsbewegungen und mehr oder weniger der gesamten Außenwelt gefordert wurde. Graf Lambsdorff wurde nie müde, die machtpolitische Absicherung der Minderheitenrechte („copper-bottomed guarantees of existence“) zu fordern (s. etwa seine Rede vom 07. April 1993 vor dem liberalen „Institute for Race Relations“ in Johannesburg, abgedruckt in *RSA 2000 / Weg in die Zukunft*, Bonn, 5/1993 und 6/1993). Da Lambsdorff damals nicht nur seiner Partei vorstand, sondern auch Präsident der Liberalen Internationalen war, stieß diese Rede über Südafrika und Deutschland hinaus auf erhebliches Interesse.

Diese südafrikanische Schlüsselfrage zu beantworten, bewegt mich bis auf den heutigen Tag. Sie zu beantworten, schulde ich meinen tollkühnen Rettern um Peter Stark.

Mit dieser Frage im Gepäck reiste der Graf später Jahr für Jahr nach und durch Südafrika. Dass er damit in seiner eigenen Partei aneckte, sich Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher und mehr oder weniger alle anderen führenden Mitglieder seiner Partei zu Gegnern oder noch besser gesagt zu Feinden machte, steckte Lambsdorff weg. Als engagierter Angehöriger unserer deutschbaltischen Minderheit waren ihm die Existenzängste einer entmachteten Minderheit stets präsent. Sein entsprechendes Engagement wurde noch intensiver, als ich ihm von einem Gespräch berichtete, das Bundeskanzler Helmut Schmidt in meiner Gegenwart am 21. Mai 1977 mit dem US-Vizepräsidenten Walter Mondale im Bonner Bundeskanzleramt geführt hatte. Damals hatte Mondale geäußert, der Westen müsse alles in seiner Macht Stehende tun, um Pretoria zu zwingen, seine Politik der Apartheid aufzugeben. Schmidts Antwort war nur die lakonische Frage: „And replace it with what?“ Genau diese Frage hätte auch Lambsdorff gestellt, wäre der überforderte Mondale am 21. Mai 1977 sein Gesprächspartner gewesen.

Geradezu begeistert war Lambsdorff, als ich ihm davon berichtete, Egon Bahr habe in dem bereits angesprochenen Interview mit dem *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* zu

dem zu schaffenden neuen Südafrika angesichts der extremen Heterogenität von dessen Bevölkerung – die Rassenspannungen reichten bis in Klöster und theologische Seminare! – geäußert: „Also braucht man ein bisher unbekanntes Modell gleichberechtigten Miteinanders mit besonderem Schutz für Minderheiten.“ Bahr blieb damit in seiner Partei, um dies auf Afrikaans zu sagen, genau so ein „alleenloper“ (Einzelgänger) wie Lambsdorff in der seinen. Auch widersprachen sie damit der „Weltmeinung“! Jahre später entwickelte Lambsdorff die Überlegungen von Bahr weiter und forderte die Schaffung eines „Afrikaaner-Israel“ (*Quick*, Hamburg, 31.07.1986), „eines wahrscheinlich im westlichen Kap gelegenen, selbstständigen Staates, der den weißen (und braunen) Afrikaanern für den Fall als Fluchtburg (toevlugsoord) dienen wird, dass sie im übrigen, mehrheitlich schwarz regierten, Südafrika eine Zukunft für sich nicht mehr sehen. Wer dazu nicht bereit ist, der bewirkt [...] wohl nur eines: die Förderung eines in seinen Verlusten an Menschenleben und Sachwerten unvorstellbar brutalen südafrikanischen Bürgerkrieges [...]“. Ungezählte Male sprach Lambsdorff die sonst von kaum jemandem im In- und Ausland verstandene Binsenwahrheit aus „White safety is the route for new deal for blacks“ (*Sunday Times*, Johannesburg, 25.09.1989; weiter: Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung*, 17./18.09.1988, *Namibia Nachrichten*, Windhoek, 8./9.10.1989 sowie die bereits zitierte Rede vom 07.04.1993 in Johannesburg).

Lambsdorffs unstreitig aus großer Sachkunde entwickelte Thesen waren auch die meinen. Sie erinnerten mich an die Worte, mit denen der in Deutschland kaum bekannte südafrikanische Schriftsteller und liberale Rebell namens Alan Paton seine Freunde, darunter Lambsdorff und mich, begrüßte: „I ask myself that most difficult of South Africa’s questions ... what are black hopes and what are white hopes, and can they be hoped together?“

Zu ergänzen ist hier, dass Lambsdorff die Aufsätze kannte, in denen ich mich mit der Möglichkeit einer Teilung des Landes auf Kosten der Weißen („sacrificial partition“) befasste. Diese Aufsätze waren in diversen Ländern veröffentlicht worden, beispielsweise in Deutschland (*Außenpolitik* 7/1976), Südafrika (*South African Journal of African Affairs* 8/1977 und *International Affairs Bulletin* 6/1979), den Niederlanden und Belgien (*International Spectator* 2/1981), in Australien (*Australian Outlook* 8/1981), Frankreich (*Le Mois en Afrique* 10-11/1981) und weiteren Ländern.

Auch wusste er, dass der in *Außenpolitik* erschienene Aufsatz, den ich zusammen mit dem Geographen Jürgen Blenck verfasst hatte, von keinem Geringeren als C. L. Sulzberger in der *New York Times* sowie in der *International Tribune* (Paris), beide vom 10.08.1977, positiv besprochen worden war.

Erstaunlich war für Schmidt, Bahr, Lambsdorff und mich, dass unsere Diskussion in Deutschland von beiden Unionsparteien ignoriert wurde. Das lag letztlich wohl daran, dass sie in der Zeit des Kalten Krieges wegen der engen Anlehnung des ANC (African National Congress) an die moskauhörige SACP (South African Communist Party) nicht die Fähigkeit zum Dialog mit dem ANC, der Partei des großen Versöhners Nelson R. Mandela, hatten.



Klaus Baron v. der Ropp mit Otto Graf Lambsdorff im April 1993 auf einer gemeinsamen Südafrikareise in Johannesburg

In den frühen 90er Jahren handelten die südafrikanischen Parteien auf massiven Druck Londons und, den Briten folgend, Washingtons hin in Kempton Park, Johannesburg, eine neue Verfassung aus. Zum Zustandekommen dieser Verhandlungen trug erheblich die Sowjetunion bzw. Russland des Michael Gorbatschow, nicht jedoch Deutschland bei. Letzteres lag daran, dass die Briten und die US-Amerikaner Deutschland mangels Sachkunde bereits am 17. Oktober 1978 für lange Jahre aus allen Verhandlungen über die Zukunft Namibias und Südafrikas ausgeschlossen hatten. Die Verhandlungen in Kempton Park waren durch zweierlei gekennzeichnet: die überragende Rolle der ANC/SACP-Allianz, insbesondere ihres souveränen Verhandlungsführers Cyril Ramaphosa, sowie die schlicht blamable Vorstellung der (weißen) Nationalen Partei, insbesondere ihres auf Verhandlungen nicht vorbereiteten und daher ständig überforderten Vorsitzenden, des Staatspräsidenten F.W. de Klerk. So blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als vor der ANC/SACP-Allianz zu kapitulieren, statt mit ihr zu verhandeln. Die Folge war, dass Südafrika, einem Staat ohne demokratische und rechtsstaatliche Kultur, eine liberale Verfassung übergestülpt wurde – dies nun maßgeblich mit deutscher Hilfe. Die Verfassungsgeber übersahen, dass, wie es der hoch ausgewiesene Heidelberger Politikwissenschaftler Klaus v. Beyme formulierte, „Demokratie nicht gegeben, sondern aufgegeben ist.“ („*Russland zwischen Anarchie und Autokratie*“, Wiesbaden 2001, S. 137).

Die Verfassung enthält keinen substantiellen Minderheitenschutz. De Klerk und seine Mitstreiter waren, wie gesagt, zu schwach, um auf ihm zu bestehen. Die Schwäche de Klerks und die Stärke der ANC/SACP-Unterhändler wurde Lambsdorff und mir bei unserer ausgedehnten Südafrikareise im April 1993 überaus deutlich vor Augen geführt. Auf die Perspektiven des demokratischen Südafrika angesprochen, zitierte Lambsdorff Albert Einstein: „Vordenken heißt Nachdenken.“ Und unser beider Befürchtungen haben sich bewahrheitet. Deutlich wurde dies, nachdem der große Versöhner Nelson R. Mandela nach einer eher kurzen Phase der Euphorie im Mai 1994 de Klerk im Amt des Staatspräsidenten abgelöst hatte. Durch die tiefgreifende Umgestaltung (in Wahrheit Zerstörung) der staatlichen Verwaltung, vor allem in der Polizei, aber auch bei der Justiz (inkl. Strafvollzug), beim Zoll, der Krankenversorgung, der Kontrolle der Außengrenzen, der Trinkwasseraufbereitung, der Abwasserentsorgung, im gesamten

Bildungswesen usw. wurden qualifizierte weiße Stelleninhaber durch nicht fachgerecht ausgebildete, jedoch der ANC/SACP-Allianz politisch genehme Staatsdiener ausgetauscht („affirmative action“). So findet in ganzen Regionen, nicht zuletzt den (schwarzen) townships eine öffentliche Verwaltung nicht mehr statt. „Affirmative action“ gibt es, wenn auch weniger rabiāt, ebenfalls in der privaten Wirtschaft. Daher ist vieles in Anarchie versunken. Aus anderen afrikanischen Staaten gibt es mangels Grenzkontrollen massive illegale Zuwanderung, so etwa um die 3 Millionen Zuwanderer aus dem bankrotten Nachbarstaat Zimbabwe. Der Künstler und als Anti-Apartheid-Aktivist sieben Jahre inhaftierte Breyten Breytenbach, ein enger Freund, warnte uns mit den Worten, die er bereits am 5. Juni 1991 in einem Interview mit der französischen Tageszeitung *Le Monde* benutzt hatte: „L’Afrique du Sud va bientôt explorer les variantes infinies de la barbarie“.

So sollte es nicht Wunder nehmen, dass Anfang 2020 auch die dritte und damit letzte internationale Ratingagentur (Moody’s) die Kreditwürdigkeit Südafrikas auf Ramschniveau herabgestuft hat.

Niemand wird heute sagen können, ob sich der drastische Niedergang der Kap-Republik seit 1994 hätte vermeiden lassen, hätten ihre Verfassungsgeber im Interesse von Stabilität auf die Warnungen des Grafen Lambsdorff gehört. Eines aber ist sicher: Der demokratische Neubeginn nach 350 Jahren des Rassismus hätte vielleicht gelingen können.

Klaus Baron v. der Ropp